

Da war nicht nur der Teddybär

copyright

In Hannover geboren, zog es Brigitte Lederich im Alter von 20 Jahren an die Kieler Förde. Die Versicherungsfachfrau, Diplom-Sekretärin und Journalistin arbeitete einerseits im Zeitungswesen sowie lange Jahre im sozialen Bereich. Ihre Leidenschaft fürs Schreiben trat immer wieder in den Vordergrund. Die Autorin schrieb in den neunziger Jahren Lyrik und Prosa für Geburtstage, Jubiläen sowie für Magazine. Ihr erstes Buch erschien 2004. In »Geschichten aus dem Kirschenbaum« verfasste sie die Erzählung »Zug um Zug«, die als Sonderausgabe 2004 auf der DRUPA, der weltgrößten Messe der Printmedien, weltweit veröffentlicht wurde. Lyrik und Prosa der Autorin wurden in den vergangenen zehn Jahren in diversen Anthologien abgedruckt. In der jährlich erscheinenden Ausgabe »Fundstücke« des Kieler Fördervereins für zeitgenössische Literatur, Nordbuch e. V., befinden sich seit 2007 etliche Werke der Autorin Brigitte Lederich.

Brigitte Lederich

**DA WAR NICHT NUR
DER TEDDYBÄR**

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2018

Copyright

Bibliografische Information durch die Deutsche
Nationalbibliothek: Die Deutsche
Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-385-6

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei der Autorin
Titelfoto: Vintage instagram old style filtered photo
© brat82

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

9,90 Euro (D)

INHALT

Ein Teddy findet seinen Weg.....	7
Grießbrei und brüllende Kühe	26
Als ein belauschtes Gespräch wichtiger wurde als die ersehnte Puppe.....	34
Als wir doch keinen Wellensittich bekamen.....	48
Unterirdische Gänge	53
Schokolade und wehe Knie.....	57
Ein Spatz lernt fliegen.....	60
Gefährliches Spiel.....	81
Das Kind des Uhrmachers	83
Vom Glück, katholisch zu sein.....	91
Hansi macht eine Fliege.....	100
Ernie kommt	104

copyright

EIN TEDDY FINDET SEINEN WEG

Die Sonne schien so warm, so durchgehend und selbstverständlich, als gäbe es gar keine andere Jahreszeit als den Sommer, die Zeit in der die Sonne ihre volle Präsenz zeigte.

Die Luft wirkte dunstig vor Hitze und vor den zarten Staubpartikeln, die, ausgetrocknet und so völlig leichtgemacht begannen, in der Luft zu schweben, fast so, als wollten sie der Sonne entgegenfliegen. Wie angezogen von einem Magneten, wollten sie zur Sonne ziehen, bei der soviel Energie war, so viel Kraft sowie Dominanz. Zur Sonne, die keinen Widerspruch duldete und die auch keinen Widerspruch kannte. Das leichte Flirren war fast spürbar.

Ja – an so einem Sommertag wurde ich geboren.

An einem Sonntag im August abends um zwanzig Uhr. Mein Vater musste den Arzt lange suchen und fand ihn schließlich beim Segeln auf einem nah gelegenen See. Wie es dem werdenden Vater gelungen war, sich dem auf dem See befindlichen Arzt verständlich zu machen, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben, denn Handys gab es noch nicht. Jedenfalls kam der angehende Papa nach langer Zeit zurück, es mögen wohl an die zwei Stunden gewesen sein, seit er seine Frau, hoch-

schwanger und in den stärksten Wehen, zurücklassen musste, um den Arzt zu holen.

Es war zu befürchten gewesen, dass die Geburt Probleme machen würde. Meine Mutter war herzkrank und durfte eigentlich keine großen Belastungen haben, sie könnten sehr schlimme gesundheitliche Folgen haben. Schon als vor beinahe sieben Monaten die Schwangerschaft festgestellt wurde, gab es viele besorgte Worte des Arztes. Er riet der werdenden Mutter dringend, die Schwangerschaft abubrechen. Es sei zu gefährlich für sie. Allein die Schwangerschaft würde schon eine zu große Belastung sein und erst recht eine Geburt. Der Arzt sagte meiner Mutter, es könnte ihr Tod sein, das Kind zu bekommen.

Er stellte ihr ein Rezept aus und schickte sie ins Krankenhaus.

Aber so einfach war das nicht zu lösen.

Zum einen wünschte sich ihr Mann sehnlichst ein Kind, das wusste sie, und es gelang ihm nur schwer, die Freude über den Zustand seiner Frau zu verbergen. Und nun die Verordnung des Arztes!

Und zum anderen war die Frau bereits Mutter. Wie könnte sie da nur ansatzweise an eine Abtreibung denken? Und ihr Glaube, ihr tiefer christlicher Glaube spürte die schlimme Sünde, die hinter einem Abbruch stehen würde. Drei Tage, drei Nächte, in denen das Ehepaar alles, aber auch wirklich alles besprach. Die Bedrohung der Ge-

sundheit oder sogar des Lebens der Mutter und dem gegenüber das Kind, das werdende Leben, eine Krönung ihrer Verbindung und Verbundenheit.

Nach drei Tagen suchte die Frau ihren Arzt auf und legte ihm das Rezept auf den Tisch. Nein, sagte sie, nein, nehmen sie das zurück. Es ist Wahnsinn, was sie da vorhaben, sagte ihr der Arzt. Die werdende Mutter lächelte nur. Der Arzt ergriff ihre Hand und sagte, er sei immer für sie da, sie könne ihn holen lassen, wo immer er auch sei.

Das ist nun schon beinahe fünf Jahre her.

Aus dem zarten Baby ist ein kleiner Wildfang geworden. Das Mädchen trägt den Namen Anna. Das dichte, dunkelblonde Haar von hellblonden Strähnen durchzogen und die kräftige Haarpracht durch einen frechen Pagenschnitt gebändigt, nehmen die neugierigen, dunkelblauen Augen jegliches Geschehen aufmerksam wahr.

Die kleine Kindergruppe spielte mit Murmeln.

Bei jedem Abstoß einer der bunten Glaskugeln mit dem kleinen Kinderfinger stob eine dunkelgraue Staubwolke hoch. Man sah den Kindern an, dass sie schon lange so spielten. Die Gesichter waren mit einer leichten Staubschicht überzogen. Aber die Augen strahlten umso heller. Schwitzig und ein bisschen fiebrig waren sie eifrig beim Spiel. Vom Haus her kam Elke gelaufen. Sie wedelte

schon von weitem mit den Armen ganz so, als ob sie schnellstmöglich etwas ganz Wichtiges loswerden wollte.

Kurz vor der kleinen Gruppe blieb sie stehen, atmete noch einmal tief und sprudelte dann heraus: „Da ist gerade eine Frau mit einem so großen Teddybär in unser Haus gegangen.“ Zur Unterstützung ihrer Aussage breitete sie die Arme ganz weit aus. Es schien so, als ob ihre Armlänge nicht ausreichte, die Größe des Objektes anzuzeigen, das Elke vor Augen hatte.

Die Kinder unterbrachen ihr Spiel.

Sie standen einer nach dem anderen auf und stellten aufgeregt die alles entscheidende Frage: „Zu wem ist sie gegangen?“

In dem Fachwerkhaus älteren Stiles, das da einerseits mit seiner Rückfront zur Straße stand und andererseits nach vorne, beim Eingang, vor sich den weiten Hof hatte, wohnten fünf Familien. Der große Hofplatz, der wie in Hufeisenform angelegt war, wurde von Bahngleisen umschlossen. Kam man aus der Haustür, drei Steintreppen führten hinunter, so sah man rechts, sozusagen in Flucht mit dem Haus, den kleinen Vorstadtbahnhof.

Über dem Bahnhofsgebäude spannten sich die Bahnschienen, die von rechts kommend über eine Brücke führten, welche die Straße in einiger Höhe überquerte. Darunter, am Bahndamm und an der Straße, lag das Wohnhaus. Der Bahnhofseinstieg

war in Brückenhöhe und ein steiler Bahndamm zog sich von der Bahnhaltestelle nach unten zum Hofplatz hin. Stand man vor der Haustür, sah man die Gleise selbst, die den Zug auf seinem Wege begleiteten, nach links in weitem Bogen in der Ferne verschwinden. Zog man den Blick von diesem Bahndamm weg weiter im Bogen nach rechts, so sah man die unterirdischen Gänge, die im Halbkreis gewachsenen Rotdornbäume, die unendlich hohe Eiche. Von der Haustür aus sah man geradeaus wieder auf Bahngleise. Sie kamen von links und führten nach rechts und kamen von rechts und führten nach links. Davor war ein großer Steinberg, von dem aus Züge be- und entladen werden konnten. Eine niedrige Lagerhalle stand dort ebenfalls. Nach links hin waren Bahngleise, die zum Teil in den Hof hineinführten. Das waren Gleise, die zum Abstellen und Rangieren von Güter-Waggonen angelegt waren.

Die kleine Elke genoss für einen Moment die ungeteilte Aufmerksamkeit der gesamten Kindergruppe und sagte dann: „Sie ist zu Annas Wohnung gegangen.“ Triumphierend sah sie mich an. Ich schluckte.

„Zu uns?“, fragte ich ungläubig. Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Wer sollte da gekommen sein? Und wieso mit einem großen Teddybär? Ich war ratlos. Die anderen Kinder mussten diese Neuigkeit auch erst mal verkraften. Aber dann

stürzten sie auf mich ein, bedrängten mich, doch so schnell wie möglich zur Wohnung zu laufen und nachzusehen. Der Teddy, der könnte doch eigentlich nur für mich sein. Gut, ich hatte noch eine Schwester, aber Eva war schon groß und ging nicht einmal mehr zur Schule. Für die konnte der Brummi doch nicht sein. Ich war unschlüssig. In meinem Kopf wirbelte es wild durcheinander. Ein großer Teddy? Eine Frau? Zu uns? Dann aber lief ich doch los und auf unser Haus zu. Kurz vor der Treppe bremste ich abrupt ab. Konnte ich jetzt so einfach in die Wohnung stürmen?

Aber die Neugierde siegte.

Rasch sprang ich die Stufen empor und öffnete die Haustür. Links ging eine steile Treppe zum ersten Stock empor. Dort wohnten zwei andere Familien. Ich ging geradeaus den Flur entlang. Am Ende des Flures war rechts und links wiederum jeweils ein kleiner Flur. Hier wohnten unsere Nachbarn. Die Wohnung meiner Familie lag direkt geradeaus. Nach kurzem Zögern öffnete ich mit einem Ruck die Wohnungstür. Einen Schritt weiter und ich stand bereits mitten in der Wohnküche, dem Hauptraum unserer Wohnung.

Von hier aus schaute ich geradewegs aus dem Fenster direkt auf die Straße. Hob man den Kopf, sah man die Brücke, auf der die Züge entlang fuhren. Zwischen Haus und Straße gab es aber noch einen Garten. Darin wirkte mein Vater, wann

immer er Zeit hatte. Und man sah dem Garten die gute Pflege an, es blühte und grünte darin. Und es standen zwei große Fliederbäume im Garten. Ging man durch die Küche nach links, so kam man zur Schlafzimmertür.

Vom Schlafzimmerfenster aus sah man auch auf die Straße. Doch im Gärtchen davor standen ein großer Mandelbusch und mehrere üppig wachsende Farnkrautstauden.

Ging man von der Küche aus nach rechts, so eröffnete sich dort die Tür, die ins Wohnzimmer ging. Vor dem Wohnzimmerfenster stand ein Johannisbeerbusch.

Langsam ging ich auf die offene Tür zu, die zum Wohnzimmer führte, ich hörte Stimmen aus diesem Raum. Zögernd stand ich dann auf der Türschwelle zum Wohnzimmer. Die Mutter saß auf dem Sofa und ihr schräg gegenüber im Sessel eine Frau, die mir bekannt vorkam.

„Hallo, Annchen“, sprach mich da auch schon die Frau im Sessel an.

Auf einer Sofaecke saß noch jemand: Ein Teddybär, gelb und einfach riesig. Vor allem der Kopf war so groß und die großen braunen Augen schauten so gutmütig und treuherzig in die Welt. Mühsam riss ich meine Augen von dem Bär los und ließ sie von meiner Mutter zu der Frau torkeln. Kaum wagte ich zu atmen und machte mich noch kleiner, als ich schon war.

„Nun komm doch rein, Anna“, sagte die Mutter, „Du kennst doch wohl noch deine Tante Hedi oder?“

Ich stand wie angewurzelt da. Aber dann gab ich mir einen Ruck und ging auf die Tante zu. Diese kam halb aus dem Sessel hoch, umarmte mich und drückte mich fest an sich. „Kleine Puppe Anna, wie groß du geworden bist! Weißt du noch als ihr bei mir in Berlin gewesen seid? Unsere Ziege hatte dich angeschubst und du bist dann den Berg hinuntergerollt.“

„Aber das ist doch fast zwei Jahre her“, sagte meine Mutter, „da war Anna doch noch viel zu klein, um sich etwas merken zu können.“

Ich suchte in meinen Erinnerungen nach Anhaltspunkten, allein – ich fand nur das Bild einer großen weißen Ziege mit einem langen Bart und diese Erinnerungen wurden von einem sehr unangenehmen Gefühl begleitet. Ich wischte die Ansätze der Gedanken weg und schaute die Tante, die mich wieder aus ihren Armen freigegeben hatte, freundlich an. Ja, das war eine nette Frau, das spürte ich tief in mir.

„Schau mal, Annchen, was wir dir mitgebracht haben.“ Sie beugte sich zur Couch und zog den Riesenteddy zu sich heran. Als sie ihn vor mir auf den Boden stellte, war er um einen halben Kopf größer als ich. „Na, du hast doch wohl keine Angst vor dem Bär, was?“, fragte Tante Hedi. „Der wird

auf dich aufpassen und dann hast du immer gleich einen Freund bei dir“, sagte die Schwester meiner Mutter während sie mich dabei liebevoll anschaute.

Ich hörte, wie die Wohnungstür aufging, und drehte mich halb um.

Mein Onkel Artur kam herein.

Ich strahlte ihn an. Man konnte auch gar nicht anders, denn dieser Onkel hatte so fröhliche und lustige Augen, dass man einfach zurücklachen musste. „Hallo, kleines Mädchen“, rief Onkel Artur schon von der Tür aus. „Na, haben wir dir da einen Schrecken eingejagt mit dem großen Teddy?“

Jetzt löste sich endlich meine Erstarrung. Ich ließ mich von dem Onkel auf den Arm nehmen und schaute ihn an. „Sieh mal, Anna, jetzt bist du viel größer als der Teddy und hinter dir herlaufen kann er auch nicht. Der ist schon auf deine Hilfe angewiesen, sonst kommt er ja nirgends hin. Möchtest du ihm helfen, deine Welt kennenzulernen?“

Ich nickte heftig.

Onkel Artur ging zur Couch und ließ sich niederplumpsen. Ich plumpste mit. Dabei spürte ich, wie sich eine große Aufregung und Freude in mir auszubreiten begann. „Ja, den Teddy finde ich so schön“, sagte ich laut.

Onkel Artur zog den Riesebären zu sich heran und setzte ihn mit auf seinen Schoß. Oh, der Teddy war vielleicht groß! Ich legte den Kopf schief und schaute selig in die großen Brummbär-Augen.

„Weiß du was, Anna“, sagte Mama, „geh doch noch ein bisschen raus zum Spielen. Ich rufe dich nachher.“

Zögernd stand ich auf und ging zur Wohnzimmertür. Ich blickte noch einmal dem Teddy ins Gesicht und lief dann auf die Eingangstür zu.

„Na, ich glaube die Kleine hat sich ganz schön gefreut“, hörte ich den Onkel sagen.

Ich öffnete die Tür und ging den Flur entlang bis zur Haustür, dort blieb ich unschlüssig stehen. Ach, jetzt würde ich am liebsten gleich los und es dem Vater erzählen. Ich war so aufgeregt. Aber alleine durfte ich nicht los. Papas Arbeitsstelle beim Lokschuppen war gar nicht so weit weg, eigentlich musste ich gar nicht über eine Straße. Aber der Fußweg ging an einer breiten und viel befahrenen Hauptstraße entlang und über die ganz große Eisenbahnbrücke. Da durfte ich nicht einfach loslaufen. Ich wusste ja auch gar nicht, ob der Vater schon Dienstschluss hatte. Sollte ich den anderen Kindern von dem Teddy erzählen? Nein, erst wollte ich es für mich behalten! So eine Überraschung, so eine Freude! Ein so großes Kuscheltier hatte sie jetzt. Kuscheltier war gut, da ist sie ja eher das Kuscheltier, denn der Bär war ja viel größer als sie selbst. Ach, nun musste er ja irgendwo schlafen und er brauchte einen Namen. Was wohl ihre Schwester dazu sagen mag? Und was wird erst der Vater sagen? Ich möchte es ihm so gerne erzählen,

am besten sofort. Unschlüssig öffnete ich die Haustür und setzte mich auf die Treppenstufen.

Die anderen Kinder kamen jetzt angelaufen und bestürmten mich mit Fragen. „Ist der Teddy für dich?“ „Wer ist da zu euch gekommen?“ „Wo ist der Teddy?“ „Wieso bist du jetzt ohne Teddy hier draußen?“

Ich hielt mir die Ohren zu und starrte auf meine staubgrauen Söckchen.

Elke schubste mich so stark an, dass ich beinahe von der Treppe gerutscht wäre.

„Lasst mich doch!“, rief ich unwillig aus.

Da öffnete sich hinter mir die Haustür. Ich schaute schräg nach oben und erkannte meinen Onkel Artur. „Was hältst du davon, Kleines, wenn wir gemeinsam deinen Vater von der Arbeit abholen?“, fragte der Onkel.

Mein Herz hüpfte vor Freude.

Dass sich ein Gedanke, ein Wunsch, so schnell und umgehend erfüllte, das hatte ich noch nie erlebt. „Ja“, schrie ich aus Leibeskräften und sprang auf. Der Onkel reichte mir die Hand und führte mich durch die Kinderschar auf den Hofeingang zu. Dort blieb ich kurz stehen, schaute auf die betroffen dastehende Kindergruppe zurück und rief: „Ja, der Teddy ist für mich, aber jetzt hole ich meinen Vater von der Arbeit ab.“

Als wollte ich meine Aussage bekräftigen, machte ich noch einen kleinen Luftsprung und juchzte auf. Ach, ich war so glücklich.

Dann ging ich hochoberhoben mit dem Onkel auf dem Bürgersteig neben der stark mit Autos, Bussen und Straßenbahnen befahrenen Straße entlang. Bei der großen Brücke blieben wir stehen und sahen hinunter. Man sah unter sich nur Bahngleise und abgestellte Güterwaggons. Aber das war nicht alles. Gerade eben fuhr ein Zug auf uns zu und unter der Brücke hindurch. Die Brückenbegrenzung war sehr durchlässig. Die Eisenstäbe waren so weit auseinander, dass ich meinen Kopf problemlos durchstecken konnte. So standen der Onkel und ich eine lange Zeit und schauten nur auf den belebten Bahnbetrieb unter und vor uns.

Onkel Artur streckte den Arm aus und sagte: „Schau, da hinten, wo das große Haus ist, da arbeitet dein Vater, da ist die Garage für die Loks.“

Ich wusste das alles, sagte aber trotzdem beeindruckt: „Oh!“

Wir standen noch lange so da und schauten einfach nur.

Dann gingen wir weiter, ohne ein Wort zu sagen. Onkel Artur streckte mir nur seine Hand entgegen und noch ganz benommen, vom vielen Schauen, nahm ich diese und fühlte mich gut und sicher.

Ein Stückchen weiter war eine kleine Einkaufsbude. Sie hieß „Die Insel“, weil sie wie eine Verkehrs-

insel von Straßen umgeben war. Man konnte sie aber gut über einen Zebrastreifen erreichen. Trotzdem war es eine gefährliche Ecke, weil gleich danach eine scharfe Kurve kam und die Autos dann oft noch schnell fuhren. Zur Insel durfte ich nie und nimmer allein gehen. Aber die Insel hatte etwas Besonderes. Nicht nur Getränke und Süßigkeiten, nein auch Eis hatte sie. Es stand ein großes Schild vor dem Eingang und darauf waren alle Eisköstlichkeiten abgebildet. Der Onkel blieb am Zebrastreifen stehen und schaute zu mir hinunter.

„Was meinst du, wollen wir mal zur Insel gehen?“

„Oh ja, Onkel Artur“, sagte ich begeistert.

„Na ich denke, dein Vater freut sich bestimmt auch, wenn ich ihm noch ‚Kaiser Borax‘ mitnehme.“

Ich wusste Bescheid!

Wie oft hatte ich meine Eltern darüber sprechen hören, dass der Onkel sehr gerne Bier trank und er für vieles – und besonders für Bier – spezielle Namen hatte, die nur Eingeweihte verstanden. Ich lachte in mich hinein. Auch Papa trank gerne mal ein Bier. Meistens hatten die Eltern aber kein Geld dafür. Manchmal am Freitag, wenn es Geld gab, brachte der Vater sich eine Flasche von der Insel mit.

Nun ging ich mit dem Onkel über den Zebrastreifen und stand vor dem Schild mit den verlockenden gekühlten Köstlichkeiten. „Möchtest du ein

Eis?“, fragte der Onkel da. „Such dir nur aus, was du möchtest, ich gehe schon mal ins Geschäft.“

Ich schluckte. Ach, aussuchen, das war eine so schöne Qual. Wusste ich doch genau, was ich wollte. Ein Orange-Wassereis, was beim Schlecken irgendwie immer mehr wurde. Es wurde so flüssig, dass man immer mehr und immer schneller lecken musste. Das kannte ich, weil Papa mir das beim Spaziergang manchmal kaufte. Das war das tollste Eis, was es überhaupt gab.

Zielstrebig ging ich in den kleinen Laden. Der Onkel hatte in einer mitgebrachten Stofftüte bereits seine Einkäufe verstaut und schaute mich erwartungsvoll an. „Gewählt, kleine Prinzessin?“, fragte er sehr liebevoll. Ich gab meinen Wunsch weiter und hatte schon ein paar Sekunden später das Gewünschte in den Händen.

Wir gingen wieder zurück über den Fußgängerstreifen und dann den ursprünglich gewählten Weg um die Kurve weiter. Es ging steil bergab und die Fahrbahn wie auch der Fußweg waren hier nur schmal. Die Straße war von sehr hohen Häusern gesäumt und wirkte eher wie eine schmale Gasse, eng und dunkel. Aber am Ende der Straße sah man direkt auf die Bahnanlage, die mit Schranken und Wärterhäuschen abgesichert war.

„Wir können uns Zeit lassen“, sagte Onkel Artur, „dein Papa muss noch ein paar Minuten arbeiten.“